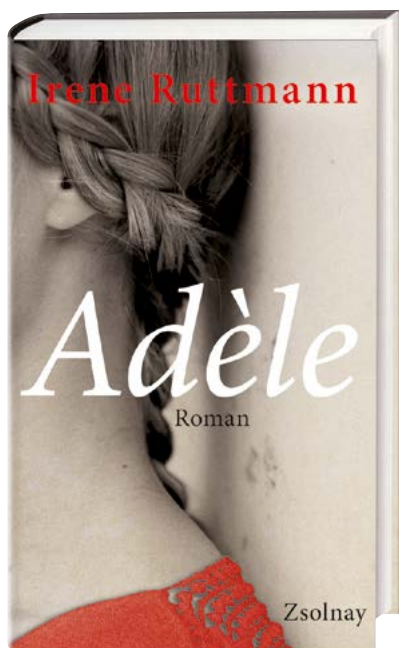


Leseprobe aus:
Irene Ruttmann
Adèle



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015





Irene Ruttmann

Adèle

Roman

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-552-05738-8

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Für Ulrike und Fabian

Als Kind kannte ich Wörter wie Seuchenbaracke und Grabenkoller und französische Orts- und Flussnamen wie Rethel und Aisne, bevor sie im Krieg in der Zeitung und im Radio auftauchten. Ich wusste nichts damit anzufangen und vergaß sie wieder. Die Wörter klangen auf jeden Fall bedrohlich, aber die Namen hatten, so wie mein Vater sie aussprach, auch etwas Geheimnisvolles, ein Echo, einen Hof, der nichts Schlimmes bedeutete. Meine Mutter reagierte merkwürdig. Wenn sie zu oft vorkamen, verdrehte sie die Augen, dann wieder zog sie meinen Vater zu sich heran und gab ihm einen Kuss.

Ein winziges Porzellanväschen, das im Bücherschrank gleich hinter der Glasscheibe stand, hatte auch mit diesen fremden Namen zu tun. Es war nicht größer als ein Daumen, unterhalb der Öffnung eingezogen und dann kegelförmig ausgeweitet. Wie der schwingende Rock eines tanzenden Derwischs, würde ich es heute beschreiben. So entstand Platz für ein zartes Blumenmuster. Auf dem Boden war eine blaue Schrift eingebraunt: *Rouen 1831*.

»Lass das nie fallen«, sagte mein Vater, wenn er es mir aus der Hand nahm und vorsichtig zurückstellte. »Es ist

meine Kriegsbeute, meine einzige, und eine zweite brauche ich nicht. Nie.«

»Hoffentlich haben wir Glück«, sagte meine Mutter.

Er kam davon und wurde nicht noch einmal eingezogen. So blieb der Erste Weltkrieg sein Trauma und ging nie aus seinem Kopf. Die abgegriffenen schwarzen Notizbücher, die, von einem Gummi zusammengehalten, fast auseinanderfielen, nahm er immer dann aus der obersten Schublade des Schreibtischs, wenn er wieder einmal seine Memoiren schreiben wollte. Er füllte Seite für Seite mit akkuraten Bleistiftzeilen und verwarf sie wieder. Das ging so bis spät in die Nacht und bis kurz vor seinem Tod.

Ich hatte immer Angst, die Hefte auch nur aufzuschlagen. Erst lange nach seinem Tod, als der Brief des Lieutenants aus Montpellier dem Freund meiner Tochter mitteilte, dass es gleichwertig sei, ob er, Kind einer französischen Mutter und eines deutschen Vaters, seinen Wehrdienst in Deutschland oder in Frankreich leiste, fing ich an, darin zu lesen.

Die Aufzeichnungen beginnen im Sommer 1916. Das war weit im zweiten Kriegsjahr und mein Vater ein junger Mann von Anfang zwanzig. Ein paar lose eingelegte Blätter erklären das. Er hatte sich freiwillig zum Sanitätsdienst gemeldet und war zunächst nicht an der Front, sondern als Hilfspfleger dort gelandet, was man zu der Zeit noch Irrenanstalt nannte. Deshalb erzählt er nichts vom Kriegsbe-

ginn. Es fehlen die Blumensträuße in den Gewehrläufen und jubelnde Menschen am Straßenrand. Nichts von töricht lachenden Gesichtern unter den Helmen der Marschierer. Sein Irrtum war ein anderer. Er muss geglaubt haben, der Sanitätsdienst im Krieg könne ihn der Medizin, einem Einstieg und Aufstieg zum Lernen und Studieren, näherbringen. Irgendwie. Fontane war ja auch Apotheker geworden. Irgendwie. Sein Bildungshunger muss gigantisch gewesen sein. Sein Vater, ein Maurerpolier mit wilhelminischem Schnauzbart, der es zum Besitzer eines Mietshauses gebracht hatte, bevor er es in der Inflation wieder verlieren sollte, verweigerte ihm jede höhere Schulbildung. Wo kommen wir denn da hin, hatte es geheißen, bei elf Kindern. Elf! Ob die anderen zehn so etwas überhaupt wollten, wurde gar nicht gefragt. Übrig geblieben war eine Lehre als Drogist. Das hatte auch mit Salben und Kräutern zu tun, sogar mit Giften. Und es blieben die Sonntage im Naturhistorischen Museum, wo er die lateinischen Namen der Präparate in kleine Hefte abschreiben und auswendig lernen konnte. Statt patriotischem Taumel also die Irrenanstalt. Nahezu prophetisch. Dazu notiert er nur ein paar düstere Stichworte. Von grauen Gestalten, die mit langsamen Bewegungen in einem ummauerten Garten Unkraut jäten, von dünnem, unstillbarem Weinen einer jungen Frau, von Schreien in der Nacht. Alle Patienten waren normale Kranke, Zivilisten, keine Kriegsheimkehrer. Noch nicht. Der junge Hilfspfleger hilft sich selbst. Ganze Seiten füllt er mit

einem einzigen Namen: van Gogh. Immer wieder van Gogh. In unterschiedlichen Schriftarten, klein und groß, dick und dünn, wie ein Muster zur Beschwörung. Er wird sich an das Bild vom sonnenflirrenden Garten der Heilanstalt in der Provence geklammert haben.

Die Überstellung zur Infanterie war wohl eine Art Befreiung. Wie lückenhaft müssen die Berichte von der Front gewesen sein. Immerhin war es Sommer 1916. Und Totenlisten gab es genug.

Beinahe lustig fängt es in der Kaserne an. Wenn man beschlossen hat, Essenfassen von gekochten Kartoffeln in gebrauchten Schuhkartons lustig zu finden und vom schwarzbraunen Mädels zu grölen, im Chor und falsch sowieso. Die Mütze passt nicht. Diese platt gedrückte runde Kappe, die allen ein Einheitsgesicht verlieh. Da sitzt er auf dem braunstichigen Gruppenfoto am Rand der ersten Reihe, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, als halte er sich am verbliebenen Vertrauten fest. Seine schwarzen Haare, die ihn immer nicht recht deutsch, eher »welsch«, böhmisch vielleicht aussehen ließen, sind schon nicht mehr auszumachen. Die hatte ihm sein unbekannter Großvater vererbt, der die junge Frau in der Messestadt geschwängert und sich davongemacht hatte. Diese Lücke im Stammbaum wird dem Enkel viel später, Lehrer geworden, noch zu schaffen machen.

»Es ist ein ewiges Hin- und Hersausen«, heißt es bald.

Und doch noch einmal der Versuch der Realität zu trotzen:

Ich fühle mich wie Siebenkäs, der sich aus Armut seine Bücher selbst schrieb. Ich denke sie mir, weil ich hier keine habe.

Dann liegt er mit verbundenem Kopf auf der Trage.

Nur zur Übung. Heute nur zur Übung. Aber vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem man mich ernsthaft verbinden muss. Morgen werden wieder Leute für die Schlachtfelder an der Somme gesucht. Ich weiß nicht, ob ich diese Höllenfahrt mitmachen muss. Es werden Unverheiratete dazu bestimmt.

Für Leute stand zuerst Kameraden. Das hatte er durchgestrichen und geändert. Er kann kaum noch zeichnen. Vom Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Waffe schmerzen die Finger. Wie aber kommen fünf Seiten gestochen und in winzigen Buchstaben geschriebene Regeln hierher? Übertriebener Lerneifer oder gespenstische Pflichtaufgabe?

Bei der *geöffneten Ordnung* geht es in siebzehn Punkten ums *Schwärmen auf der Grundlinie mit größeren und kleineren Zwischenräumen* (§3), ums *Sammeln in der Bewe-*

gung (§7) und im Rückmarsch (§9) und um die Unterbrechung des Vormarschs durch Knien und Hinlegen (§15) und schließlich um Schwärmen und Sammeln im Liegen, Knien und Kriechen (§17). Vom Schützen wird gefordert, heißt es weiter: *Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffe. Geschicklichkeit in der Geländeausnützung. Selbsttätigkeit. Unausgesetzte Aufmerksamkeit auf a.) seinen Führer b.) seinen Gegner. Urteilskraft, Selbstvertrauen, Kühnheit und peinliche Ausführung der im Gefecht erfolgenden Befehle ... Sorgfalt im Stellen des Visiers (a.). Sorgfalt in der Abgabe des Schusses (b.). Selbständige Feuerbeschleunigung, wenn das Ziel günstiger ist (c.). Selbständiges Einstellen des Feuers bei Verschwinden des Gegners (d.). Haushalten mit der Munition (e.).*

Versehen mit fünf Seiten dieser sauber geschriebenen Regeln ist er dann für die Höllenfahrt ausgewählt worden.

Erst am 3. Oktober geht es weiter, und nichts erinnert mehr an die gestochene Schrift vom Juni. Fahrig und hastig sind die Buchstaben auseinandergezogen, am Anfang noch mit scharfem Umriss, dann mit stumpfem Bleistift wie hingehauen. Bevor sie unlesbar werden, erhalten sie wieder Kontur, und ich, in der Sicherheit meiner Gegenwart, fragte mich, ob da einer einen Spitzer hatte oder neue Bleistifte auftrieb. Vielleicht im verlassenen Gutshaus dicht hinter der Front, in dessen Kuh- und Pferdestall sie 250 Mann hoch unterm Dachstuhl liegen, Karten spielen,

mit Mundharmonika und leeren Flaschen als Triangel Musik machen und auf den Einsatz warten. Zuvor aber erweisen sie Tag für Tag im nassen Lehm hinter dem Gut den Kameraden die letzte Ehre:

Ob es Worte gibt, um die Wirklichkeit darzustellen, bezweifle ich. Noch bin ich nicht in Stellung gewesen, aber ich habe schon Tote gesehen, die jedes Menschenherz erzittern lassen. Gestern haben sie noch Karten gespielt, und dann kam ein Volltreffer, und alles war zu Ende. Nun steht eine Kompanie in Reih und Glied im strömenden Regen um die frischen Gräber. Ein Trauermarsch, und dann werden neun Särge hinabgesenkt. Sie haben alle Gräber in einer Linie ausgehoben. Schnurgerade in dem zähen Lehm. Preußisch. Aber wir sind Sachsen. Da muss ein Garten gewesen sein, so nah am Haus, und die gerade Linie gab es schon. Vielleicht für Bohnenreihen und Brunnenkresse. Ein Geistlicher hält eine Andacht. Seine Wörter klingen dumpf wie ferne Hammerschläge, und dazwischen krachen Einschläge aus dem nahen Gehölz. Die Geschosse rauschen durch die Luft wie klirrende Wagen auf einem Zahnradgleis. Der Geistliche schreitet von Grab zu Grab und wirft eine Handvoll Lehm hinunter und sagt jedes Mal: Von Erde bist du geworden, zu Erde sollst du werden. Ich sehe mich um. Da arbeiten schon wieder welche mit Hacke und Spaten und häufen den feuchten Lehm

zu Haufen neben den Gruben. Auf der Straße fahren Autos, schwer mit Holz beladen Richtung Front, im Nebel wie Urviecher längst vergangener Zeiten.

Am 6. Oktober zitiert er, noch aus dem Quartier im Dachstuhl des Gutshofs, Lloyd George, den britischen Kriegsminister, mit den berühmt gewordenen Sätzen vom Schlachtfeld in Frankreich:

Ich glaubte, an den Pforten der Hölle zu sein, als ich sah, wie Myriaden von Männern in den Glutofen hineingingen, sah, wie einige verstümmelt und unkenntlich daraus zurückkehrten. Dieses Schreckliche darf sich nie mehr auf Erden ereignen.

Und wenn man sich fragte, wie er an diesen Text gekommen war, wird es durch die Schlussfolgerung Lloyd Georges erklärt, dass *nämlich die völlige Vernichtung Deutschlands die Lösung ist*. Das muss wohl in den Quartieren verteilt worden sein. Und die Reichstagsrede des deutschen Kanzlers Bethmann-Hollweg vom 28. September gleich mit, in der es heißt, dass es nur eine Parole gebe: *Ausharren und Siegen. Und wir werden siegen!* Und der Sanitätssoldat über dem Pferdestall begreift am Vorabend seines Transportes an die Front: »Es ist kein Ende abzusehen.« Und tritt die Flucht nach vorne an:

Wir sehen das Grässlichste noch vor uns, aber trotz krassester englisch-französischer Kampfmittel ist die eiserne Mauer deutschen Willens nicht geschwächt, und von der grenzenlosen Todesverachtung und unserem unbeschreiblichen Trotz kann man sich gar keine Vorstellung machen.

8. Oktober 1916

Gestern Abend haben wir uns noch Kartoffeln in aufgefanganem Regenwasser gekocht und Bratkartoffeln gemacht. Zum Brennen verwendeten wir Schnaps. Der konnte ruhig verbraucht werden, weil noch mal welcher gefasst wird. Halb vier morgens ging's westwärts. Im Wagen 14 Mann. Tiefblaue Nacht, nur ab und zu vom Mond erleuchtet und von gelben und grünen Leuchtkugeln, die das Licht des Mondes überstrahlten. Der Weg ist eng. Links und rechts der Straße krachen die Granaten und bersten dort am grausamsten, wo nichts mehr zu zerstören ist. Ein Mann hat dauernd gebrochen. Wir dürfen absteigen und können wenigstens versuchen, den Granaten auszuweichen. Um 6 Uhr sind wir im Unterstand angelangt und können nicht weiter, weil wir mitten in der deutschen Artillerie liegen und deshalb ständig Feuer vom Franzmann bekommen. Wir schlafen abwechselnd. Der Dreck brö-

ckelt von den zerschossenen Dächern wie Ziegelsteine herab.

Die dritte Nacht im Keller. Ich fühle immer noch meinem Kameraden, ob der noch da ist. Liege ich auf dem Rücken, so fällt mir der Dreck ins Gesicht, liege ich auf der Seite, so laufe ich Gefahr, zuerst im Gesicht getroffen zu werden, liege ich auf der anderen Seite, wird der Rücken eisig kalt. Nach jedem Einschlag zittert der Keller. Der Tabakrauch ist zum Schneiden und die Luft so, dass ich am liebsten die Gasmaskе aufsetzen würde. Am Morgen wagen wir uns nach draußen. Sonne! Die Giebelwand unseres Hauses ist durchlöchert. Um einen zersplitterten Baumstumpf flattern Sperlinge herum. Auf den Stufen liegt eine zerschmetterte Katze. Daneben finden wir ein Brot und eine Packung Tee und nehmen sie.